

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 15

Artikel: Das Haus zum Heimweh [Fortsetzung folgt]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Haus zum Heimweh

ERZÄHLUNG VON ALFRED HUGGENBERGER

Das Dorf Buchhalden ist, wie schon sein Name sagt, keine faul und beschaulich in die Talmulde oder auf die noch bequemere Ebene hingepflanzte Siedelung wohlbedachter Bauernmenschen. Die Männer, die sich vor Jahr und Tag auf halber Höhe des Hirzenberges durch Roden der uralten Buchenwälder Wunn und Weide, Schirm und Wohnstatt geschaffen haben, sind von unkluger Art gewesen, aber dafür zäh und eigensinnig, und in ihren großen Hinterköpfen hat immerhin auch ein Quintlein Bauernschlauheit Platz gehabt: Was dem andern nicht in die Augen sticht, das stiehlt er mir nicht. Denn die Zeit war hart, und mit dem Recht war es übel bestellt. Wenn jene Männer heute das Leben hätten, so würden sie sich vielleicht alles besser überlegen; jetzt hat man ja Kaufbrief und Siegel, Grundbuch und hundert Gesetzbände. Nicht, daß so ein alter Buchhaldener Bauer etwa zu zag oder nicht wehrhaft genug gewesen wäre, sich vor seinem Hofstor aufzupflanzen und einen unberufenen Gast mit Knüppel und Sense Recht zu lehren. Es geht im Tal die Märe um, das Dorf habe ursprünglich Bockhalden geheißt, weil einer seiner Bewohner — und es soll gar der Zweitschwächste gewesen sein — einmal mit bloßem Haupt einen störrigen Bock angerannt habe. Nach dem zehnten Gang sei der Bock flüchtig geworden, er soll jedoch nicht mehr weit gekommen sein.

Die Leute von Fehregrund behaupten spöttelnd am Wirtstisch, das Nest Buchhalden liege zu tief für den Himmel und zu hoch für die Welt. Ein Spaßvogel hat sogar den boshaften Witz aufgebracht, man müsse alldort sogar den Hühnern Fußfeisen anlegen.

So arg ist es nun freilich um das Dorf nicht bestellt. Es klebt nicht am Berg, wie man unten meinen könnte, es steht auf einer nur ganz leicht ansteigenden Hügelterrasse; nach zwei Seiten hin gibt es schöne, flache Ackerzelgen. Und wer nun einmal auf der freien Höhe zur Welt gekommen ist, wer als Bub am Hüterfeuer auf den Sommerwiesen Kartoffeln gebraten, oder im Hirzen-

wald so lange Heidelbeeren geschmaust hat, bis er sich zur Erholung für ein Stündchen ins Moos hinstrecken mußte, der macht sich wenig aus derlei blödem Gefasel neidiger Nachbarn. Eines steht für ihn unumstößlich fest: Der Erdball könnte noch zehnmal größer, er könnte hundertmal so rund sein als er ist, es gibt doch keinen zweiten Ort darauf, wo die Mädchen so schöne Ostereier verschenken.

Gewiß, der Schnee bleibt auf der Buchhalde im Herbst ein paar Tage früher liegen, er hält sich im Frühjahr eine Woche länger als im Tal. Aber im Mai, wenn die Bäume um die Häuser und Scheuern blühen, wenn der Goldlackduft schier betäubend aus den Gärten steigt, dann ist der enge Dorfbezirk so von Ahnen und Glauben erfüllt, daß man meint, die Luft müsse klingen. Junge Mädchen, die das Wunder im Herzen tragen, gehen summend durch die Gassen. Mütter mit Silberfäden im glattgescheitelten Haar blicken ihnen sorgend nach, während sie den Geranienstöcken auf dem Fensterbrett Wasser geben. „Nun wird es ihnen gehn wie allen: sie werden mit der Fremde nie etwas anfangen können.“

Denn am Hirzenberg geht eine Sage um, und sie ist nicht von irgendeinem Fant leicht hin erfunden, nein, es ist seit Vorvätertagen durch viele Beispiele erhärtet, daß kein Buchhaldener Kind außerhalb den Grenzen seines engen Heimbezirkes zu Glück kommen kann, so wie man einen Holunderstrauch nicht ohne Schaden von der mageren Höhe des Hirzenberges in die schwarze Erde eines Talgartens verpflanzen wird.

O, die Frauen von Buchhalden und auf den Höfen und Weilern sind ja nicht in einen Halbhimmel hineingesetzt. Die Arbeit geht nie aus, und es kann auch keine von ihnen sagen, daß sie nicht zu einer Zeit heimlich habe weinen müssen. Die Männer sind so ungeschickt, sie wissen so wenig von ihnen. Mit wie vielen kleinen Lebensdingen müssen sie ganz allein, ganz allein fertig werden! Aber die Frauen sagen in ihrer Be-

kümmernis: „Man ist doch wenigstens da heroben daheim, man kennt alle Leute um sich. Und wenn man so seinen guten Tag hat, darf man sogar mit einem Ackerlein reden und von ihm Rat hofen.“

Das Wort „Fremde“ hat für jeden Buchhaldener seine eigene Bedeutung. Die Fremde geht für ihn da an, wo er das Geläute seiner Kirchenglocken nicht mehr zu hören vermag. Man mag von der Welt und von Gott halten, was man will, es gibt halt doch etwas da oben, das sonst nirgends ist; aber das Begreifen und Verstehen fällt nur einem geborenen Buchhaldener ins Herz. Wenn zur Herbst- und Winterszeit der Nebel die Taldörfer als ein graudunkles Meer unter seiner Last erdrücken will, während der Hirzenberg das farge Sonnenwarm erst recht als ein Gottgeschenk zu schätzen und zu lieben weiß, dann schreiten die Bauern von Buchhalden fast wie Auserwählte einher. Sie weisen auf die Nebelmauer hinab, und einer oder der andere meint bedauernd: „Ist es ein Wunder, wenn von denen da unten jeder dritte einen Gemütsfehler hat?“ Mit dem Gemütsfehler ist von ihm das fehlende Gemüt gemeint.

An einem solchen Nebelsonntag erzählte Frau Annette Bächler im Oberdorf ihrer Tochter Regine zum erstenmal ein bißchen mehr von ihren sechs Verbannungsjahren in Mühlesteinen, als was man sonst im Dorf so darum wußte. „O — mit wieviel gutem Willen bin ich, meiner Herzmeinung zum Troß, am allerschönsten Blustmorgen aus dem Dorf Buchhalden hinweg und neben meinem Hochzeiter Rudolf Bächler auf der schön-gewundenen Straße nach Fehregrund, von da über Moos und Lohmatt gegen Mühlesteinen hinausgefahren! Hinter Lohmatt — wir sahen in der Ferne schon das Dorf und den hohen Kirchturm — fiel dem Rudolf etwas sehr Ungeschicktes ein. Er sagte zu mir: ‚So, Annette, jetzt bist du mit deinen 26 Jahren zum zweitenmal geboren, und zwar auf die richtige, rechte Welt, nicht, wie das erstemal, in ein Raff hinein, das im dritthintersten Jenseits liegt, und wo sich Füchse und Hasen nicht einmal mehr auskennen. Du kannst dem Schöpfer danken, daß ich dich zufällig bei jenem Ausritt als Aufwärterin im Bären ins Auge gefaßt habe, sonst hättest du vielleicht dein Lebtag am Hirzenberg kleben müssen und vom

richtiggehenden Dasein an einem vernünftigen Ort nie einen Begriff bekommen.‘

Mit dieser Rede hat er sich allweg an mir und an sich selber versündigt. Ich habe sie ihm innerlich hart übel genommen und bin sehr stark erschrocken, denn er hatte derlei Zeug vorher nie vor mir hören lassen, wohl deshalb nur, weil ihm in Buchhalden sonst der Boden hätte warm werden können. Aber je mehr ich jetzt in Eifer geriet, um so unverfrorener kam er mit seinen abgeschmackten Wizen in Schwung, bis ich ihm einesmals das Leitseil aus der Hand nahm und das Roß anhielt, um, hast mich nicht gesehen, vom Gefährt zu springen und den Heimweg einzuschlagen. Wohl hat er mich schnell wieder eingeholt und für seine dummen Späße schön Abbitte getan. Aber aus der Welt geschafft sind sie halt damit nicht gewesen, zumal die Schwiegerin dann zum Überfluß auch noch mit häßlichen Gistscherzen daherkam, so daß ich mich in dem fremden Hause von allem Anfang an in meine ungeschickte Wunderlichkeit zurückziehen und meinen Trost im Heimweh suchen mußte. Es war mir eine heimliche Wollust, mit meinen Träumen und Gedanken all Tag und Stund in meinem Dorf zu sein. Vielleicht, daß sich alles besser geschickt hätte, wenn ich bald zu einem Kind gekommen wäre. Dein Vater sagte öfters zu mir, auch an jenem kalten Wintermorgen noch, an dem er sich beim Eisführen die Lungenentzündung und den Tod holte: ‚Du, Annette, daß du deine guten Seiten hast, das kann dir kein Advokat wegstreiten. Aber eine Buchhaldenerin würde ich mir doch nicht mehr holen, denn die haben ein Rädlein mehr im Kopf, als normale Menschenkinder.‘ — O, wie war ich herrgottenfroh, daß ich damals mit dir halbjährigem Wickelkind von meinem Bruder Hannis da auf Buchhalden im väterlichen Hause so lieb und mit allen guten Ehren aufgenommen wurde! Viel hab ich ja nicht mitgebracht, mit Not noch das meinige; die da unten tun größer als sie sind. Aber es hat halt dem Hannis ganz herrlich gepaßt, weil er als alter Hagestolz mit seinen Haushälterinnen eitel Verdruß und Schadenzeit erlebt hatte, wie denn ja eine Frau in der Schürze mehr forttragen kann, als der Mann mit vier Rossen zuführt. Noch im selben Frühjahr hab ich dann beim Maler Bet-

terli in Fehrengrund das blaue Täfelchen malen lassen mit dem Hausnamen ‚Zum Heimweh‘. Die Leute haben zuerst gelächelt, als sie es am Sturzbalken über der Haustür angenagelt sahen; doch jetzt haben sie sich schon lange daran gewöhnt und meinen, es sei immer dagewesen. Und mein Beispiel hat manchem jungen Mädchen die Augen aufgetan, denn man hat halt doch wieder einmal erfahren können, daß eine Buchhalterin sich nicht über den Glockensonntag hinaus wagen soll.“

*

Die Witfrau Annette Bächler hat nach ihrer Heimkehr aus der Verbannung das freundliche Anwesen zum Heimweh fast zwei Jahrzehnte lang mit ihrem Bruder zusammen versorgt und umgetrieben, einträchtig die meiste Zeit, bisweilen auch mit ein wenig Meistern und Koldern, wenn der alte Hagestolz sich etwa einfallen ließ, zur strengsten Sommerszeit einen halben Tag im Wirtshaus zu sitzen. Das Kind Regine ist inzwischen zu einem stattlichen Bauernmaitli herangereift, wohlvertraut mit jeder Handreichung in Haus und Feld. Da geschah es, daß der hartgesottene Sonderling Hannis an einem Vorfrühlingsabend, von einem oder einigen Schöppchen nicht ganz am besten beraten, beim Heuspaten auf die Diele und von da auf die Tenne hinunterfiel und drei Tage später samt seinen 54 ledigen Jahren auf den Dorffriedhof hinausgetragen werden mußte.

Am Sonntag nach der Beerdigung sitzen sich Mutter und Tochter vor dem Eindämmern am alten Familientisch in der guten Stube gegenüber. Regine ist größer gewachsen als die schon etwas schütter und eingewerkelt aussehende Frau, eher gliederfest als zierlich. Man merkt ihr an, daß das Muß der Tagesarbeit ihr weder Bangen noch Beschwerde macht. Ein Bub im gleichen Alter braucht sich nicht zu melden. Ihr längliches Gesicht hat keine Kinderlinien mehr, es ist, wie ihr ganzes Wesen, bereits fertig gezimmert, gleichsam mit einem Schlüssel abgeschlossen: so bin ich, so bleibe ich, und so muß ich sein. Wer etwas will von mir, der muß geraden Weges auf mich zukommen, nicht um sieben abgehobelte Ecken herum. Auch in den Augen ist die rechte, echte Hirzenbergerin daheim. Ein wenig Hang zu

beharrlichem Nachdenken, ein bißchen Lebensneugier, vor allem aber die unwandelbare Verlässlichkeit.

Die Mutter hat in den Hauspapieren gekramt, die bemalte Deckeltruhe steht noch neben ihr. Sie enthält Kanzleibriefe, Zinsbüchlein, Handwerker- und Steuerquittungen, gute Bankscheine, Regines Sparheft und zu unterst eine Anzahl zerknitterter Notizbüchlein, nicht mehr viel nutz, aber vom Verstorbenen doch des Aufbewahrens wert gehalten.

Die Unterhaltung geht einstweilen ohne Worte vor sich. Frau Annette nickt manchmal leicht mit dem ergrauten Kopf, wie man einen fertigen Beschluß stillschweigend bei sich bestätigt. Regine, die ihren Gedankengang genau errät, denkt bei sich: es wäre eigentlich unnötig, davon zu reden.

„Wir sind nun allein, wir zwei,“ läßt sich die kleine Frau jetzt vernehmen. „Hilfe haben wir ja schon an ihm gehabt, aber wir machen es doch. Ich habe keine Angst.“

„Wer wollte denn Angst haben,“ gibt Regine gelassen zurück.

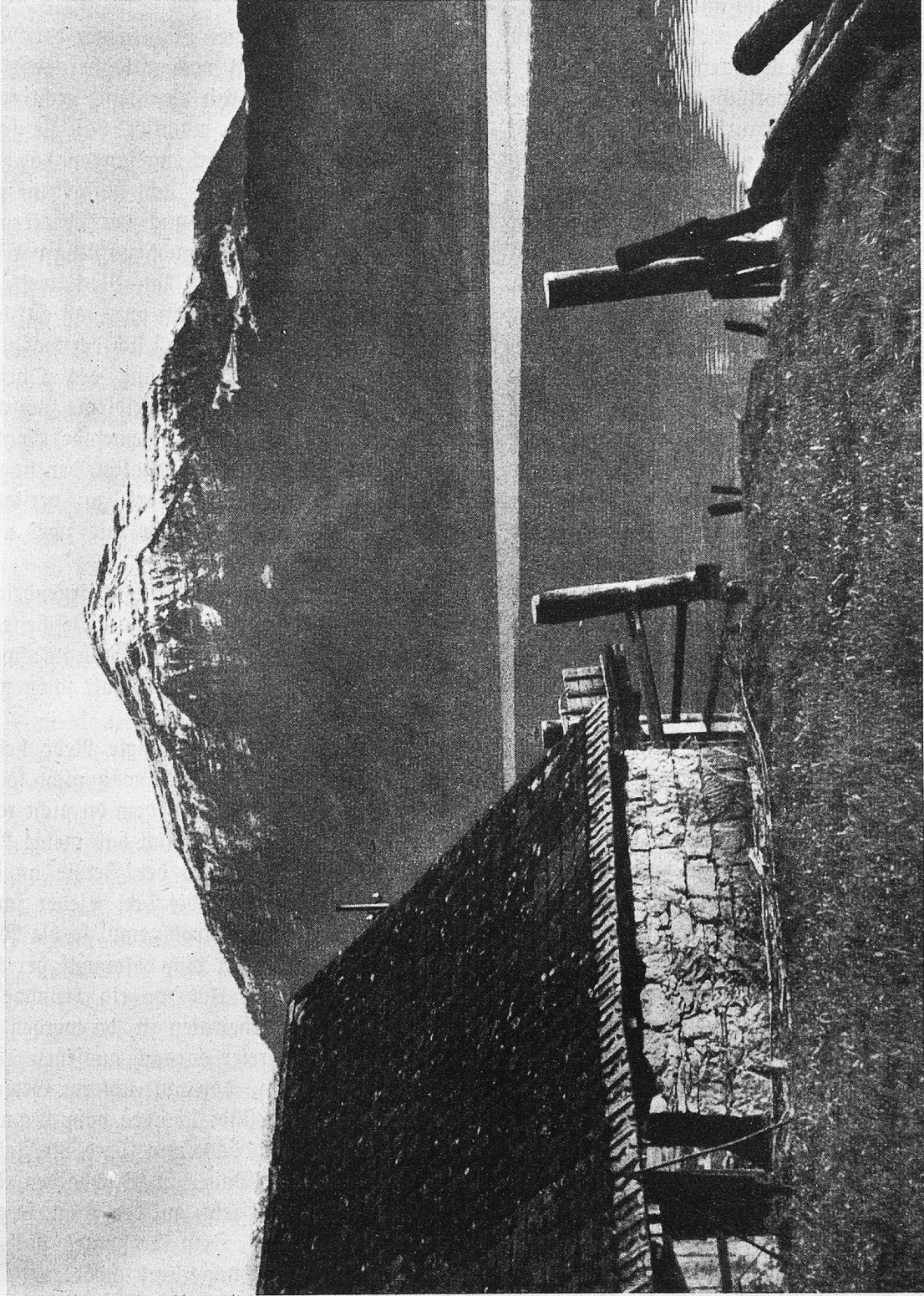
Wieder eine wohlalabgewogene Pause, worauf die Bächlerin wie beiläufig vorbringt: „Mit einem Dienstuben kommen wir aus. Und über die strengen Sommerwerke etwa ein Tagelöhner. Dem Hannis seine Schoppen haben auch gekostet.“

„Mit dem Acker, das bringe ich ganz gut fertig,“ ergänzt Regine mit gutem Mut. „Der Hannis hat mich ganze Halbtage den Pflug führen lassen. Und mähen kann ich auch.“

„Das will ich meinen.“ Die Mutter ist stolz darauf, dieses gewichtige Wort so unbedenklich aussprechen zu können.

Es scheint nun so ziemlich alles erledigt und übersorgt zu sein. Frau Annette ist aufgestanden und stellt die Truhe in den Wandkasten. „Nur das Dengeln muß ich noch lernen,“ sagt Regine nebenbei. „Aber wenn das eine Kunst wäre, so hätte es der Onkel nicht so gut gekonnt. Und dann ist ja noch der Schmied Manz da.“

Die Frau macht sich ein wenig im Kasten zu schaffen. Hierauf steht sie eine Weile nachdenklich mitten in der Stube, als hätte sie sich auf irgend etwas vergessen. Dann setzt sie sich auf die Fensterbank, die Hände auf dem Schoß ge-



Frühling am Zugersee

Phot. W. Haller. Zürich. Nr. 6516 BRB 3. 10. 1939.

faltet. Regine muß verstohlen vor sich hinlächeln: „Jetzt wird es kommen — das, woran sie schon die ganze Zeit herumstudiert.“

Ja, es kommt. Aber nicht mit einem festen Anlauf, die Frage ist zu schwerwiegend; man muß ihr gemach auf den Leib rücken.

„Es gibt also — vorläufig — keine große Aenderung. Wir stehen gut, das Schaffen und Hausen macht sich auf der Welt noch immer bezahlt. Aber etwas muß halt doch geschehen, über kurz oder lang. Ich bin kein Riese mehr. So im Haus herum und für leichteres Werken bring ich ja schon noch den Willen auf; doch merke ich wohl, daß es mit mir abnimmt. Bei allem mußt du vorangehen; bei allem mußt du die Achsel zuerst hergeben. Und das ist nie vom Rechten gewesen, wenn sich ein Mädchen in seinen schönen Jahren zu lang mit Männerarbeiten abplagen muß. Das kann einem in den Rücken fahren. Ein Frauenbild ist kein Mannsbild. Stellt einen Knecht an, wird man uns sagen. Aber unter einem Frauenregiment tut ein Knecht selten gut. Ist er alt, so will er in alles hineinregieren und schon lieber die Arme als das Maul. Ist er jung und ansehnlich, so setzt er sich leichtlich Grillen in den Kopf und möchte gern die Türen verwechseln. Man ist schnell in der Leute Mäulern, aber nicht schnell wieder heraus. Wie oft hat man es schon erlebt, daß so ein fremder Habenichts in einem Hause hängen blieb und man noch gut Antlitz zum schlimmen Handel machen mußte. Darum gibt's halt jetzt für uns wohl oder weh nur das, was ich jetzt sagen will: Du mußt aufs Heiraten denken. Ja, das mußt du. Es ist ja eine traurige Sache, man sollte einer Mutter fast Prügel geben, wenn sie einem tausendwöchigen Kind solche Sachen angibt, und dazu noch ihrem einzigen. Aber das Leben will jetzt halt das von mir, und da mache ich es, weil mir nichts anderes übrig bleibt.“

Man muß ja für gewöhnlich bei den jungen Mägdlein eher bremsen als hegen. Bei dir ist das anders, ich kann leichtlich merken, wie sehr du in vielen, und gerade in diesen Dingen, meine Art und mein Wesen überkommen hast; daß du immer meinst, du könntest gar nie genugsam auf deinen Stolz achthalten. Oder brächtest du es einmal zutweg, einem Burschen nur ganz

verstohlen hinter den Bohnenstauden hervor nachzuschielen? Immer meinst du, er würde dir das gleich als Laufmirnach und Hastmichbald ausdeuten.“

Regine muß ein kleines Lächeln vor der Mutter verbergen. Sie darf noch nicht herausbekennen, was der guten Frau wohl eine recht freudige Überraschung wäre, nämlich, daß sie schon seit mehr als einem Jahr angefangen hat, auf Otto Gerteis vom Freihof acht zu geben, und daß dieser sie beim Tanzen nach der Theateraufführung an der Bauernfastnacht auffällig vor den andern Mädchen bevorzugt hat. Noch weiß sie nicht, wie er es meint; sie weiß nur, daß auf dem Freihof ihrer zwei sind und daß sich der Hof nicht teilen läßt. Bei der Beerdigung des Oheims Hannis hat sie, während die Leidleute zwischen den vielen Kirchgängern der Gemeinde Spalier gingen, einen Blick von Otto erhascht, den sie wie ein laut ausgesprochenes Wort zu verstehen glaubte: Du — würde sich für uns zwei nicht alles merkwürdig gut schicken? . . .

Weil sie jetzt fast zwangsläufig irgendeinen Bescheid geben soll und ihr etwas Gescheiteres nicht gleich einfallen will, sagt sie, halb im Spaß, halb im Ernst: „Du solltest mich halt schön machen können.“

Die Mutter regt sich über diese Rede heftig auf. „Du bist schön genug! Schwärz nicht solche dummen Sachen daher! Einer, dem du nicht recht bist, der soll daheim bleiben! Ich hab meine Augen fest auf dir gehabt, als der Verein an der Fastnacht auf der Bühne die drei Lieder sang. Könnten alle so grad und wohlgenut in die Welt hineinschauen wie du! Wer dich bekommt, der hat keinen Flederwisch! — Und wo ein Heimwesen wie das unsrige zu erheiraten ist, da werden, so hoff ich, auch die Freier darnach aussehen. Ich rede nicht bloß davon, daß auf unserm Gewerbe keine Schulden mehr sind: ich rede vom Land! Und vom Maienholz, das nun bald 80 Jahre steht! Gibt es einen Bauer in Buchhalden, der auf unserer besten Dorfzelg, auf der Pünt, so gut vertreten ist wie wir? Dein Großvater hat an einer Sant nie auf Hungerland geboten. Der Trüeter (Hausrebe) am Haus kommt da nicht einmal auf die Waage, weil das mehr nur etwas fürs Gemüt ist. Am Tage nach meiner Konfir-

mation hab ich die Secklinge von Fehregrund heraufgetragen und eingepflanzt. Der Vater war nicht dafür, aber die Mutter hat mir geholfen. Jetzt steht sogar der Gemeindefschreiber Wäckerli still, wenn der Trüeter im Herbst bis unters Dach hinauf voll blauer Trauben hängt. Die Böllmerin bringt ihren Rebstock nie auf die gleiche Höhe, sie mag schaufelweise Kunstdünger in den Boden tun. Die dumme Lobe merkt halt nicht, daß zu viel ungesund ist. Man darf nur ein paar Hände voll im Wasser auflösen."

"Den Baumgarten hättest du auch nicht vergessen sollen," ergänzt Regine nach einer Weile das Lob der Heimat fast vorwurfsvoll. "Das hat er nicht verdient. Andere Leute wissen ja freilich wenig von ihm, weil er sich hinter Haus und Scheuer versteckt hält. Aber den großen Schründlerbirnbaum sieht man doch im Frühling von Fehregrund aus über das ganze Dorf leuchten, wenn die Sonne ins Blust hinein scheint. Und der Pfundapfelbaum ist ein Gartenhäuschen, wie es gar kein schöneres geben kann, weil seine Äste ringsum bis auf den Boden reichen. Das finde ich immer so lustig, daß die untersten Äpfel im Grafe liegen und da reif werden müssen, während sie doch nach wie vor am Baume angewachsen sind."

Frau Annette hat immer noch nicht alles da, wo sie es gern haben möchte; sie muß noch einmal ansetzen.

"Du hast alles schön im Sinn, das merk ich und ahn ich; am guten Willen fehlt es dir nicht. Du weißt wohl, auf was der Mensch abstellen muß, damit ihm das Dasein auch in der Enge und bei wenig Wohlleben niemals öde und armselig vorkommen kann. Die Heimat muß es einem geben und antun: das Holz, die Wiesen, der Schwalbengang auf dem Fensterstäblein. — Aber wer will einem jungen Mädchen die Karten legen? Ich habe halt manchmal Angst, du könntest dein Herz an einen Mann hängen, der dich von da wegziehen will. Wie stände dann deine alte Mutter da? Und du selber — und du selber! . . . Du bist ein Heimwehkind. Als ich mit dir in guter Hoffnung war, da hatte ich meine schwerste, meine allerschwerste Zeit. Da kam es jeden Tag zehnmal über mich: heim! Aus der ganzen Not hinaus nur heim! So etwas geht

vom Blut ins Blut, es bricht wieder aus, wenn die Stunde kommt. — Gelt, du denkst daran, was ich dir jetzt gesagt habe! Damit wir dableiben können, wo auch du nach allen Zeichen hingehörst. Wenn du es nicht mir zulieb tätest — tu es dir zulieb! . . ."

Nach einer kleinen Stille erhebt sich Regine und tritt behutsam zu der Mutter hin. Sie setzt sich neben sie auf die Fensterbank und legt ihr leise, als sollte sie es kaum fühlen, den Arm um den Hals. "Sei nur ganz fröhlich, Mutter! Es ist alles, alles schon von mir beschlossen. Schon lange. Schon lange." Es liegt kein Zittern in ihrer Stimme, kein wohlfeiler Trostwille; ihr schöner, tapferer Mädchenmut spricht aus den Worten. Sie streichelt der kleinen Frau zärtlich die runzelige Wange. Ihre Finger werden naß, da muß sie auch weinen.

Werbung auf dem Kornacker

Der Winter geht vorbei, es wird Frühling und Sommer. Im Hause zum Heimweh geht alles seinen stillen Gang. Regine schafft von früh bis spät mit heiterer Selbstverständlichkeit. Sie legt bei allem Hand an, was gemacht werden muß. Dem Dienstuben Friedli wächst kein Gras unter den Füßen; aber er ist wohl versorgt. Regine schreckt auch vor einem tätlichen Verweis nicht zurück, sofern sie das für ersprießlich hält. "Die wird ihren Mann stellen, wenn sie erst einen Mann hat," sagt der Gemeindefschreiber Wäckerli, wenn auf sie die Rede kommt.

Es sind auch bereits Werber auf den Plan getreten. Der erste war der Schmied Heinrich Manz, ein junger Witwer, der neben seiner Berufsarbeit noch ein Halbgütlein umtreibt. Keinem Kunden hat er im Heuet die Sense so fein gedengelt wie der jungen Mähderin im Oberdorf. Zweimal hat er sich am Morgen früh ohne Geheiß zum Mähen eingestellt. Das Lob, das er Regine bei der Arbeit spendete, war gewiß keine Hudelei, das hätte nicht zu seinem senkrechten, redlichen Wesen gepaßt. Das zweitemal, als sie nebeneinander von der Sommerwiese herab zum Morgenessen heimkehrten, rückte er in knapper Weise mit seinem Anliegen aus.

"Erschrick nicht, wenn ich etwas Dummes zu dir sage; aber gesagt muß es halt doch jetzt ein-

mal sein. Ich möchte dich nämlich im Ernst um etwas fragen. Du bist immer so hübsch mit meinen zwei lieben Kinderlein, du nimmst sie auf den Arm, du gibst ihnen Malzzucker, sie fragen Tag und Stund nach dir. Eine Frau muß ich ja wieder zutun, weil meine Schwester im Herbst Hochzeit macht. Wie stehen denn die armen Würmlein da, wenn ich an die Unrechte gerate? Mit dir käme das Glück ins Haus, wir hätten das schönste Leben. Deine Mutter wär auch willkommen. Was wollt ihr euch mit euerem Gewerbe zu Tode plagen?"

Regine ist auf den Antrag gefaßt gewesen. Es tut ihr leid, daß sie nein sagen muß, denn sie ist dem Schmied freundlich gesinnt und möchte seine Kinder fürs Leben gern betreuen. Aber so, wie es nun mit ihr steht, kann es für sie kein Bedenken geben. Nicht nur, weil sie dem Haus zum Heimweh verschworen ist; Heinrich Manz ließe sich wohl bewegen, den Hammer mit dem Pflug zu vertauschen. Nein, sie ist auf eine viel stärkere Weise gebunden: sie darf in der frohen Hoffnung leben, der Traum ihres Herzens könnte Wahrheit werden. Otto Gerteis, der über den Sommer bei einem Oheim in Mühlesteinen schafft, ist vor seinem Weggehen mit einer Ausrede noch schnell ins Haus gekommen und hat ihr unter der Türe verstoßen ein Zettelchen in die Hand gedrückt: „Denk dann recht fleißig an mich! Der Vater hat jetzt allerdings einen andern Plan, aber es wird schon gehen, wenn du willst. Gelt, sei so gut und wart bis im Herbst.“ Dieses Brieflein ist jetzt das Geheimnis ihres jungen Lebens. Sie kann der Mutter nichts sagen, ob sie sich auch manchmal hierüber Vorwürfe macht. Ihr Mund ist wie versiegelt. Und doch lächelt Frau Annette manchmal so seltsam, als ob sie alles wüßte.

Nicht lange nach der Werbung des Schmiedes könnte Regine wiederum einen Gutschick machen, und zwar läuft ihr das Glück in der Person des Peter Streuli von Schaubühl in den Weg. Der kleine Weiler Schaubühl liegt noch ein gutes Stück höher als Buchhalden. Seine Bewohner sind in den Augen der Dörfler sogenannte „ver-

gnügte Seelen“, ohne heftigen Erwerbswillen, jedoch dafür mit jenem schönen inneren Gleichgewicht ausgestattet, das sie zum wählerischen Genießen ihrer Daseinstage befähigt. Das mag auch der Grund dafür sein, daß die Schaubühler in der Regel eher alt werden als reich. „Der Herrgott hat uns die schönen Eßdinge nicht geschenkt, damit wir uns daran überschlucken,“ sagen sie. „Und grad so ist es von ihm auch mit der Arbeit gemeint. Aber wenn so ein richtiger Geldhengst in den Himmel kommt, der wird aus der halben Fuchart Paradies, die ihm zufällt, schon am dritten Tag eine Riesgrube machen, und die Engel müssen ihm Steine klopfen helfen.“

Peter Streuli ist nur um ein Jahr älter als Regine. Sie sind nebeneinander in die Schule und in die Kinderlehre gegangen, und er kommt ihr auch noch heute ein wenig knabenhaft vor. Ins Haus zum Heimweh würde er dem Schlage nach wohl nicht so übel hineinpaffen; aber es schafft ihr doch eine kleine Erleichterung, als Frau Annette dem guten Peter schon bei seinem ersten Besuche bestimmt abwinkt. „Fürs erste ist sieben eine ungerade Zahl beim Teilen,“ klärt sie die Tochter nachher auf. „Und dann ist der alte Streuli lezt hin nach einem Kirchgang bis abends sechs Uhr in der Ulge gefessen und nachher mit einem schönen Schwips den Berg hinaufgeschwanzt. So etwas kann sich vererben. Der Hannis, mein Bruder, ist halt doch im halben Rausch erfallen.“

Regine nimmt den Freier zum Schein ein wenig in Schutz und stellt sich so, als ob er sie wirklich dauerte; die Mutter geht indes sehr kühl darüber hinweg. Peter Streuli verlobt sich dann drei Wochen später mit der einzigen Tochter des Mattbauern auf dem Hirzensprung. „Jetzt hast du gemeint, er werde sich vor Liebesgram das linke Auge ausweinen,“ scherzt Frau Annette, „und dabei hat er die andere allweg schon vorher auf Lager gehabt.“

*

(Fortsetzung folgt.)

Dafür ist man auf der Welt, um sich vertragen zu lernen, eins am andern Geduld zu üben und so sich gegenseitig zu bessern.

Jeremias Gotthelf